



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Glänzendes Elend

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Sie wird hoffentlich die Wahrheit des Dichtervortes beweisen, mit dem der Abgeordnete Reichensperger einst im Reichstage für sie eintrat:

Es ließe sich alles trefflich schlichten,  
Könnte man die Sache zweimal richten.



## Glänzendes Elend



er unter diesem Titel erschienene neue Roman Hans Hopfens\*) ist eine so flott geschriebne Geschichte, wie man nur wünschen kann, und wie sie flotter in den letzten Jahren nicht so leicht aus der Feder eines Romanschriftstellers geflossen ist. Aber nicht bloß flott und leicht ist sie geschrieben, sondern auch gedanken- und inhaltvoll. Leicht beschwingt eilt sie ihre Straße, ohne sich mit Unwesentlichem zu bepacken, aber auch nicht ohne alles Wichtige, was auf dem Wege liegt, mitzunehmen. Dazu kommt, daß wohl keine Erzählung Hopfens, und es sind deren viele, einen wahrern Eindruck macht. Das kommt daher, daß Hopfen die Glocken nicht bloß hat läuten hören, sondern daß er auch weiß, wo sie hängen. Er gehört zu den wenigen Dichtern in deutschen Landen, die das Thun ihrer Menschen nicht nur äußerlich nach einer bestimmten Regel ablesen, sondern ihm aus dem untersten Grunde ihres Seins genau im Verhältnis zur wirkenden Ursache Gestalt geben. An derselben Stammtafel in der Bierstube, wo die „famosen Geschichten“ erzählt werden, tragen vielleicht an zwei verschiednen Abenden zwei verschiedne Mitglieder der Gesellschaft dieselbe neueste lustige Begebenheit vor. Der eine verliert sich in Einzelheiten, spinnt den Faden mühsam durch Nebendinge weiter, wiederholt sich, weil er etwas wesentliches vergessen hat, sucht selbst mit eignem Lachen nachzuhelfen und thut schließlich, weil er die Pointe nicht hervorzuföhren verstanden hat, zu seiner größten Verwunderung keine Wirkung. Der andre hält die einzelnen Teile der Erzählung besonnen zusammen und doch auch aus einander. Indem er sorgsam das Unwesentliche zurückhält, läßt er das Entscheidende um so kräftiger hervortreten, um schließlich den Hauptschlag zu föhren; auf seiner eignen Stirn thront unerschütterliche Ruhe, aber seine Zuschauer schütteln sich vor Lachen. Genau so ist es mit den Erzählungen im großen Stil. Wer richtig zu disponiren versteht und das wirklich Lebendige in der Menschennatur

\*) Glänzendes Elend. Roman in 6 Büchern. 3 Bände. Berlin, Gebr. Paetel, 1893.

zu wirklich lebendiger Handlung zu gestalten versteht, der ist der richtige Erzähler und kann auf den Beifall auch des kritischsten Lesers rechnen.

In der Ausübung aller Kritik sollte auf diesen Punkt das Hauptaugenmerk gerichtet werden, denn es ist der, auf den alle andern Dinge zurückzuführen sind. Wie hat der Dichter seine Sache erzählt, oder wie läßt er, ohne sich selber einzumischen, seine Personen ihrer innersten Anlage nach ihr Leben führen? Wenn der Inhalt an sich von Bedeutung ist, so kommt es ebenso wenig darauf an, was er erzählt, als in welche Zeit und an welchen Ort er es verlegt. Unsere „Modernen“ behaupten zwar mit erstaunlicher Verkennung des Wesens aller Dichtung, daß alle poetischen Stoffe nicht aktuell genug sein könnten. Was ist uns Hekuba? heißt es. Ja ja, Fürst Bismarck hat mit seinen geflügelten Worten viel Unheil angerichtet. Für ihn selber sind sie jedesmal im Akte ihrer Geburt eine Erleichterung seiner gedanken- und sorgenbeschwerten Seele gewesen, aber einmal losgelassen, werden sie nun die Beute eines jeden, der selber nichts weiß und doch etwas sagen zu müssen glaubt. Und so gebraucht nun die Worte Hamlets, die einst der Reichskanzler im parlamentarischen Gedränge zitirte, die Geistesarmut allerorten, um damit ihrem lahmen Fluge einigen Schwung zu geben. Mit ihnen deckt sich der Parlamentarier, wenn ihm ein Vergleich aus alter Zeit unbequem ist, sie trompetet der Gegner des Gymnasialunterrichts hinaus, um den letzten Rest des Klassizismus aus der Schule wegzublafen, und der Kritiker der „Modernen“ hat sie als letzten Trumpf in Bereitschaft, um darzuthun, daß der Geist der dramatischen Kunst unter dem Alp der Antike nur habe ersticken können. Thatsächlich ist die Haut, die den Menschenleib umschließt, weder selbst im Laufe der Jahrhunderte eine andere geworden, noch umgiebt sie einen irgendwie veränderten Inhalt. Dabei wird es auch trotz aller Anhäufung von Wissensstoff und Kulturarbeit bleiben. Was wollen denn die „Modernen“ anders aus ihm herausbringen, als was von jeher Dichter und Künstler in der Seele des Menschen gelesen und in seinen Handlungen dargestellt haben? Daß die Kunst nicht in der Veränderung der äußern Gruppierung und in endloser Aneinanderreihung des Stoffes besteht, darüber belehrt uns Zola zur Genüge, wie denn auch gerade dieser Franzose zeigt, daß er in Wahrheit nur dort unser Interesse zu erwecken vermag, wo er vielleicht wider seinen Willen auf den Spuren der Alten geht. Ist aber jemals der Jünger über dem Meister gewesen? Keiner von den „Modernen“ kann den Nachweis führen, daß er irgend etwas geleistet habe, außer wo er, sich selber unbewußt, nach den Gesetzen der Kunst thätig gewesen ist, die nicht den Charakter des Zeitlichen und Örtlichen, sondern des Ewigen trägt. Aber es ist ja vergeblich, zu wünschen, daß diese Leute endlich einmal einsehen möchten, daß der Dichter niemals auf den Inhalt irgend einer Zeit verpflichtet werden kann.

Hans Hopfen hat seine Erzählung nicht einmal in die Vergangenheit verlegt,

sondern in die allernächste Gegenwart, und doch hat er keine Gnade vor dem gestrengen Richterstuhl der „Modernen“ gefunden. Das hat darin seinen Grund, daß er nun einmal nicht nach ihrem Rezept arbeiten will. Auch könnte er es wahrscheinlich gar nicht, wenn er auch wollte. Die Figuren, von denen die Handlung seines Romans getragen wird, sind so aktuell, wie es nur bei dem virtuosesten Betreiber des modernen Spuks gefunden werden kann; aber das ist auch das einzige, was sie mit ihm gemein haben. Im übrigen sind diese Personen nur Menschen und sollen auch nur Menschen sein. Von dem Vorwurfe, die die „moderne“ Poesie treffen, ist der der schlimmste, daß den Trägern der Handlung die Tendenz gewöhnlich wie eine Stelze angeknallt ist. Zwar hat sich nun auch Hopfen von diesem Fehler nicht ganz frei gehalten, aber der Fehler wiegt nur nicht so schwer, daß er das Ganze beeinträchtigte. Tadler haben gesagt, daß Hopfen hier, wie Heyse im „Merlin,“ Gelegenheit genommen habe, einmal gründlich seine Stellung in der zeitgenössischen Litteratur darzulegen und besonders seinem Unmut über das Treiben des Realismus und des Naturalismus Ausdruck zu geben. Wenn das wirklich der Fall wäre, so hätten wir ja die Tendenz in bester Form. Aber es ist nicht so schlimm damit. Wer zu lesen versteht, kann höchstens sagen, daß es an zwei Stellen Hopfen nicht gelungen sei, sein Persönliches hinter seinem Werke verschwinden zu lassen. Hopfen weiß so gut wie irgend einer, daß der Dichter mit seinem eignen Urteil dem Leser nicht lästig fallen darf, und er macht auch nirgends Anstalten dazu. Trotzdem will es ihm nicht ganz gelingen, uns in die Illusion zu versetzen, daß die Urteile, die er zweien seiner Personen in den Mund legt, auch deren Eigentum sei. Wenn der feudale Herr von Settlingen-Leuburg seine Meinung über die neue Richtung in höchst drastischer Weise und in Ausdrücken kundgibt, die ganz der Sphäre des frühern Rittmeisters entnommen sind, so könnte man sich ja damit einverstanden erklären, wenn nur nicht die hervorgestoßenen Sätze ganz die ästhetische Sicherheit zeigten, die einem langen und geübten Nachdenken entspringen. Noch bedenklicher steht die Sache an einem andern Punkte. Der Buchdruckereibesitzer Künzel hat sich, wie Hopfen erzählt, von unten heraufgearbeitet und ist noch immer Autodidakt, da er in seinen Schuljahren nicht über die untern Klassen einer höhern Lehranstalt hinausgekommen ist. Daß ein solcher Mann, wenn er begabt ist, auch in litterarischen Dingen ein gesundes, treffendes Urteil haben kann, unterliegt keinem Zweifel, wie es auch ganz natürlich erscheint, daß es unter den empfangnen Eindrücken hie und da zur Äußerung drängt. Aber wenn dieser „blonde Hüne“ einen Vortrag über das Wesen der Kunst hält, der selbst dem Kenner nicht Unehre machen würde, so drängt sich uns doch die Frage auf die Lippen, ob das der Realismus sei, der mit Recht und nicht bloß in der Neuzeit gefordert wird.

Wir haben bisher zur Sprache gebracht, was irgendwie mit Recht gegen

die Hopfensche Erzählung eingewandt werden kann. Ist es auch nicht bedeutungslos, so ist es doch nicht viel, es steht auf höchstens fünf Seiten des ganzen dreibändigen Buches und sollte nicht dazu aufgebauscht werden, als ob feinewegen der ganze Roman geschrieben worden wäre. Es ist ein Unrecht, wenn das geschieht. Denn alles andre, was in unmittelbarer Beziehung zur Frage der „modernen Kunst“ steht — und das ist noch sehr viel —, ist wirkliche Handlung, die frisch und lebendig aus dem eigensten Seelengrunde der Menschen emporquillt. In der That ist der Roman von dem anmutenden Gauche einer köstlichen Absichtslosigkeit erfüllt.

Wenn nur die liebe Kritik auch etwas von dieser unbefangenen Objektivität annehmen wollte! Heißt es da in der kurzen Rezension eines sonst höchst achtbaren Blattes, daß die Vorliebe, die Hopfen in der Zeichnung von Personen adelichen Standes sehen lasse, wohl auf seine eigne Erhebung in den Adelsstand zurückzuführen sei! Nun, wenn überhaupt eine Vorliebe des Dichters für irgend etwas aus dem Roman herausgelesen werden kann, so ist es die rein künstlerische, die sich in gleicher Weise auf alle seine Personen erstreckt. Oder wäre etwa der bürgerliche Künzler nicht mit derselben Liebe herausgearbeitet wie der Rittmeister von Leuburg, und der Redakteur aus dem Stamme Juda nicht mit derselben Sorgfalt wie sein Kollege aus indogermanischem Blute? Kunhilt von Leuburg, die Tochter des Rittmeisters, ist freilich mit den seltensten Vorzügen des Geistes und der Seele ausgestattet: sollte hier vielleicht der Stein des Anstoßes liegen? Ganz gewiß. Entweder giebt es nach den Regeln der modernen Mache derartig stolze Erhebungen über das „Milieu“ innerhalb des Menschengeschlechts überhaupt nicht, oder man darf sie doch nicht dem Adel „andichten.“ Das sind ja Nachklänge einer längst ins Grab gestiegenen Romantik! Aber von „Andichtung“ kann hier gar nicht die Rede sein. Kunhilt von Leuburg hat nichts Romantisches an sich, sie steht mit beiden Füßen im Leben und begegnet den Forderungen des Lebens in höchst realer Weise. Es will uns scheinen, als ob der Realist von heute gerade hier etwas lernen könnte, denn es giebt nichts klareres und einfacheres, als wie Hopfen die Grundzüge dieser Gestalt hinwirft, und nichts Selbstverständlicheres und Überzeugenderes, als wie er die Notwendigkeit ihres Thuns und Lassens nachweist. Kunhilt von Leuburg ist eine klare und darum starke Natur, die zur Not auch als Magd am Viehtroge stehen könnte; sie handelt nicht nach irgend welchen Gesetzen der Moral oder mit Rücksicht auf den Willen der Gesellschaft, sondern aus dem ursprünglichsten menschlichen Empfinden heraus, und so wie sie dem in ihr wirkenden Gesetze nach muß: sie kann gar nicht anders.

Der Dichter aber, der uns so in seinen Bann zu ziehen weiß, daß wir gar nicht Zeit behalten, auf den Gedanken zu kommen, es könne in der Zeichnung und Entwicklung eines Charakters irgend etwas anders sein, als es ist, der hat, wie man zu sagen pflegt, ins Schwarze getroffen. Was wollen die

„Modernen“ mehr? Wir haben unsre Freude an der tapfern Edelmannstochter, die in Not und Glend der einzige Anker ist, an dem die Familie noch festliegt, und die soll uns eine verkehrte Kritik nicht verderben. Ebenso wenig das aus Furcht, Beklemmung und Behagen gemischte Interesse, das wir an dem Bilde des Vaters nehmen. Der alte Zettlingen-Leuburg hat die Seinen durch Verschwendung ins Unglück gebracht, und alle Versuche, sie wieder emporzubringen, scheitern an der Ursache, die die erste Not herbeigeführt hat. Täglich geht der pensionirte Rittmeister auf den Spuren, die der Weg seines Sturzes waren. Obwohl er das selber weiß, denkt er doch nicht daran, auf einen andern Pfad einzulenkten. Angeborene Standesvorurtheile, Erziehung und Gewöhnung hindern ihn daran. Hat er jemals nach dieser Richtung einen Willen gehabt, so ist der längst vor allen Winden dahin. Dennoch ist ihm zweierlei geblieben, ein unausrottbares Ehrgefühl und die Sorge um seine Kinder. Sein Sohn ist Leutnant und zum großen Generalstabe kommandirt. Seitdem quält den Vater die Angst, der „Junge“ könnte sich in denselben Schlingen fangen, die ihn selber zu Fall gebracht haben. Er hat dafür auch einen sichern Blick: „ich kenne die Kasse,“ sagt er zur Tochter, die ihn beschwichtigen will.

Wunderbarer Widerspruch! heißt es nun bei den Leuten, die nur plein air kennen und von Hellbunkel keine Ahnung haben; woher anders zu erklären, als aus der Vorliebe für den Stand, in den der Dichter selber erhoben worden ist? Eine solche Kritik schlägt sich selber. Und was soll der Vorwurf, Hopfen könne sich nun einmal von der Romantik nicht losmachen? Schablonen anlegen hilft nur in solchen Künsten, wie sie Schuster und Schneider betreiben; in der Kritik heißt es tief graben, um an die Quelle zu kommen, wo die scheinbar größten Widersprüche ihren gemeinsamen Ursprung haben.



## Die Kollegen in Jntschede

(Schluß)



anfänglich blieben die jungen Mädchen für sich, und auch die Herren fühlten sich mehr zu einander hingezogen, bis die Unebenheit des Bodens, eine Blume oder ein merkwürdiger Baum am Wege die Gesellschaft mehr durcheinanderwarfen. So zog sie trotz der Nachmittagswärme munter dahin, und es wurde ausgemacht, daß man keine Ruhepause eintreten lassen wolle, da das die Ermüdung nur fühlbarer mache und die wirkliche Erquickung bei Kaffee und